

Seid unzeitgemäß! Gönnt euch Muße!

Arthur Pfeifers "Briefe aus Waldheim"

Annegrete Herzberg, Die Berliner Literaturkritik, 28.06.2005

Arthur Pfeifer war ein so kluger und vielseitiger Lehrer, wie man ihn Schülern nur wünschen kann. Er hinterließ 3000 Briefe, die er an seine Leipziger Freundin und Kollegin Gertrud Schade schrieb. Waldheim, der Ort des Absenders, lässt den einen oder anderen vielleicht zunächst an die psychiatrische Anstalt denken, die durch die Nationalsozialisten für ihre "Euthanasieprogramme" missbraucht wurden. Von dieser ist in Arthur Pfeifers Briefsammlung aber nicht die Rede. Vielmehr zeugen die Briefe davon, dass im sächsischen Waldheim auch ein gänzlich anderer Geist beheimatet war. Pfeifer schrieb der Freundin zwischen seinem siebzigsten bis neunzigsten Lebensjahr oft zweimal am Tag, und er verstand es, das Heimatlich-Regionale mit dem Globalen in Beziehung zu setzen. Er besaß in hohem Maße die Gabe, im Detail das Ganze zu erkennen und Folgen von Ereignissen vorherzusehen, lange bevor sie ins Bewusstsein der Öffentlichkeit drangen. Atombombenversuche, Prager Frühling, Computertechnik, Europaunion oder Vietnamkrieg - Pfeifer reagierte auf "die leisesten Schwankungen im Gleichgewicht der Welt" (Mierau) So registrierte er z.B., dass der Mensch, geblendet vom Rausch der Erfindungen, leicht in einen versklavenden Neuerungswahn verfalle, der sich am verhängnisvollsten im Temporausch äußere. Er mahnt zum Innehalten. Gemach! Ruft er dem Leser zu. Seid unzeitgemäß! Gönnt Euch Muße! Haltet Euch an das Schöne!

Der in Dresden geborene Pfeifer war immer darauf bedacht, "seelische Glanzlichter" in die Gemüter seiner Schüler zu setzen. Er hielt jede Methodik für tot, wenn nicht der Lehrer es verstünde, Begeisterung zu wecken. 1902 - 1906 besuchte er das Lehrerseminar der Stadt Dresden. 1907 immatrikulierte er sich an der Universität Leipzig für Pädagogik und neue Sprachen. Die Briefe, in denen er über das Dresden der sechziger Jahre schreibt, sind klug, warmherzig und oft von Trauer über das Verlorene geprägt, wie er überhaupt einen sensiblen Sinn für Verluste hat. So auch für den "Verfall des Unterrichts, der bei den Nazis begann und in einem Grade fortgeschritten ist.... Die Dürftigkeit im Geist ist systematisiert, wird überwacht. Der alles erfassende "Fortschritt" hat auch der Verdummung einen bedeutenden Auftrieb gegeben."

Im brief vom 8. Juni 1968 sinniert er über Erziehung: "Klar wurde mir dabei, das Übermitteln von "Kenntnissen" in irgendeiner Schule ist etwa das Setzen von Bohnenstangen. Wenn sich an diesen nicht die Pflanzen der Lebenshilfe hinaufranken, ist von ihnen nichts zu erwarten. Bindung wächst nur in der lebendigen Beziehung. Das bedeutet: ein nackter Unterricht mit Hilfe von Maschinen pflanzt Bohnenstangen, die keine Früchte tragen". Pfeifer, der seine pädagogische Ausbildung zu Beginn des 20. Jahrhunderts absolvierte, ist alles andere als altmodisch. Immer wieder überrascht die Aktualität seiner Gedanken, spürt man mit Besorgnis, wie viel Erfahrung und Wissen zwischen vorgeblicher Modernität geopfert wurde. So etwa, wenn er das Thema Bildungsreform vom 7. Januar 1970 aufgreift: "Grundsätzliches scheint unklar oder überhaupt nicht bewusst zu sein; klar nur, dass sehr viel Geld nötig ist...dass der Beamtencharakter des künftigen Lehrers, Professors etc. zu verschwinden habe...alles in allem ein Eindruck völliger Auflösung älterer Denkweisen. Dass das zu erziehende Kind mit seinen Wachstums- und Bildungsgesetzen der Hauptgegenstand solcher Überlegungen sein müsste, das scheint niemand zu sehen. Und doch schrieb bereits 1890 Wilhelm Dilthey zur Schulreform: "Diese Schulreform findet nicht statt in den Konferenzräumen eines Ministeriums, sondern innerhalb der viel Wände des Klassenzimmers"".

Es verhält sich aber keineswegs so, dass der Pädagoge Pfeifer vorwiegend über Bildung und Erziehung schreibt. Diese Briefe sind insgesamt eine Fundgrube von Glanzlichtern, sei es zu "Was

ist Volk?" oder "Muß sich denn alles Lohnen?", zu Goethe, Stifter wie zu Innerdeutschen Gesprächen". Immer überzeugt seine Aufrichtigkeit, die sich keiner Ideologie - weder im Nationalsozialismus noch im Sozialismus - beugt. Im Brief vom 28. März 1964, anlässlich eines Kongresses bildender Künstler in der DDR, schreibt er über die Forderung des damaligen Kultusministers Bentzien, die Kunst müsse volksverbunden und volkstümlich sein: "Der selbständige Geist - und das ist der Künstler - soll sich knechten lassen vom Volk, von der Masse, die unter den Händen ihrer Führer jede Form annimmt, die diese ihm aufprägen, das heißt, das Volk ist ein Vorwand in den Händen der Macht, die das "Böse" an sich ist, das Mittel - das Volk nämlich - mit dem die Macht die von ihr gesetzten Ziele zu erreichen strebt. Die absoluten Herrscher früherer Zeiten konnten sich diesen Umweg sparen." Noch heute erfreut es den Leser, dass in den frühen sechziger Jahren die Postkontrolle in der DDR noch nicht so ausgedehnt war wie in den achtziger Jahren und Pfeifer nicht mehr im Schuldienst war - er hätte ernsthafte Schwierigkeiten bekommen.

Die Kontrolle der Paketpost ist Pfeifer wohl bewusst. Lieber verzichtet er auf Büchersendungen aus dem Westen, als das er den Gesinnungsschnüfflern die Gelegenheit zum Klauen gibt. Er tröstet mit der Hoffnung auf die Hölle, in der es vielleicht eine Bibliothek verbotener Schriften gibt, in der er das Versäumte nachholen kann.

Es ist oft sein Humor, seine Selbstironie, aber noch mehr seine Freude am Leben, am Schönen, an der Vermittlung von Bildung, die ihn auch in den schweren Kriegsjahren, unter dem Druck politischer Verfolgung durch die Nazis nicht aufgeben lassen. Aber seine Gesundheit ist angegriffen. 1943 leidet er unter Herzbeschwerden, Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen, Rheumatismus und Depressionen. Seine Redefähigkeit ist vermindert, er fürchtet, den Lehrerberuf aufgeben zu müssen. 1945 bricht er auf der Straße zusammen.

In einem Brief (19. August 1966) macht er sich Selbstvorwürfe: "Wo ist der Grund für meine Unfähigkeit zu suchen? Darin, dass ich von Jugend auf einer idealistischen Bescheidenheit verfiel, statt in einem gesunden und handfesten Materialismus meine Fähigkeiten zu Geld zu machen." Zu diesem Zeitpunkt ist er 82 Jahre alt, geplagt von der Mangelwirtschaft in der DDR, die sich in Kleinstädten wie Waldheim weit schlimmer auswirkte als in Berlin oder Leipzig. Es ist ihm unmöglich, in seinem Alter zur mageren Rente etwas hinzu zu verdienen. Diese "idealistische Bescheidenheit" hat Schüler hervorgebracht, die sich noch nach fünfzig Jahren mit Freuden an ihren Lehrer erinnern. Außerdem trieb sie den Autor zu Briefen, in denen sich Gedankenreichtum und Beobachtungsgabe vereinen.

Der Leser blickt in die Welt eines Menschen, der mit sächsischer Gemütsstärke große und kleine Unbill (Pfeifer wurde von den Nazis mehrfach gemaßregelt) ertrug, ohne zu resignieren, ohne je aufzuhören, sein reiches Wissen, sein Engagement weiter zu geben. Sieglinde und Fritz Mierau haben eine vorzügliche Briefsammlung vorgelegt, die, neben einer Lebenschronik und einem Register sorgfältig recherchierte Anmerkungen enthält.

Literaturangaben:

Mierau, Sieglinde; Mierau, Fritz (Hg.): Arthur Pfeifer, Briefe aus Waldheim 1960-1976, Edition KONTEXT, Berlin 2004. 416 S., 22,-€.